

Peter Merseburger
WILLY BRANDT



517

Peter Merseburger

WILLY BRANDT

1913-1992

Visionär und Realist

Deutsche Verlags-Anstalt
München

PETER MERSEBURGER, geboren 1928 in Zeitz,
war Redakteur und Korrespondent beim *Spiegel* und von
1969 an TV-Chefredakteur des NDR. Als Korrespondent
leitete er die ARD-Studios in Washington, Ostberlin
und London. Merseburger veröffentlichte
zahlreiche Bücher, u. a. sind bei DVA erschienen:
Der schwierige Deutsche: Kurt Schumacher (1995)
und *Mythos Weimar. Zwischen Geist und Macht* (1998).
Merseburger lebt heute als freier Publizist
in Berlin und Südfrankreich.

INHALT

Vorwort

7

MUTTERSTADT LÜBECK

Proletarische Prägungen

13

NORWEGISCHE SPUREN

Abkehr vom Dogmatismus

57

ERSTE LEHR- UND WANDERJAHRE

Oslo, Berlin, Paris

88

IM SPANISCHEN BÜRGERKRIEG

Kampf mit publizistischen Mitteln

126

ALS DEUTSCH-NORWEGER IN SCHWEDEN

Mitarbeit in der »Kleinen Internationale«

172

DER SOZIALIST MIT DEN ZWEI VATERLÄNDERN

Entscheidung für Deutschland

222

IM AUFTRAG DER PARTEIFÜHRUNG

SPD-»Botschafter« beim Alliierten Kontrollrat

270

MACHTKAMPF AN DER SPREE

Ernst Reuters junger Mann setzt sich durch

299

INHALT

AUFSTIEG DES AUSSENSEITERS
Der Regierende Bürgermeister wird Kanzlerkandidat

343

DER MAUERBAU
Brandts große Stunde der Bewährung

396

DIE REALITÄT ALS LEHRMEISTER
Wandel durch Annäherung

430

DIE BUNDESREPUBLIK IM UMBRUCH
Außenminister in der Großen Koalition

486

MACHTWECHSEL AM RHEIN
Willy Brandt im Palais Schaumburg

578

KANZLER IN DER KRISE
Wehner, Guillaume und der Rücktritt

657

VIERTE KARRIERE
Comeback als *elder statesman*

739

... WAS ZUSAMMENGEHÖRT
Am Ende die Einheit

804

ANHANG

Dank 863

Anmerkungen 867

Auswahlbibliographie 911

Bildnachweis 914

Namenregister 915

VORWORT

Gegen Ende seines Lebens stand seine persönliche und politische Autorität beinahe über den Parteien, auch die einstigen Gegner zollten seiner politischen Leistung Bewunderung und Respekt. Die Nation ehrte den großen Verstorbenen mit einem Staatsakt, wie es ihn im Reichstag zu Berlin zuvor nur für Walter Rathenau und Gustav Stresemann gegeben hatte. Und doch sollte kein noch so großer Abschied mit Trommelwirbel und militärischem Zeremoniell vergessen machen, wie sehr dieser Willy Brandt als deutscher Kanzler und Parteiführer umstritten war. Adenauer haben die Deutschen respektiert, Willy Brandt aber polarisierte wie kein anderer Politiker, ausgenommen vielleicht Franz Josef Strauß. Er wurde gehaßt, aber auch geliebt – schon um seiner Schwächen willen, die ihn den Menschen näherrückten.

Mit keinem Namen der Nachkriegszeit ist soviel Hoffnung auf moralische Erneuerung der Politik, auf mehr Demokratie und soziale Gerechtigkeit verbunden wie mit dem Willy Brandts. Er war Idol und Hoffnungsträger der deutschen Linken bis tief in das aufgekklärte Bürgertum hinein, und er hat die Generation der Achtundsechziger mit ihrem Land versöhnt. Doch wie kein anderer wurde er von der deutschen Rechten gnadenlos gejagt und verleumdet – als Linkssozialist, der sich für die Sache der spanischen Republik engagierte, als Emigrant und »Vaterlandsverräter«, der norwegische Uniform getragen hat, als Verfasser zahlreicher Bücher, die sich kritisch mit dem nationalsozialistischen Deutschland auseinandersetzten. Doch die Ironie der Geschichte wollte es, daß Willy Brandt gerade wegen der Anfeindungen gegen seine frühe Biographie, einem dialektischen Prozeß ähnlich, an Bedeutung gewann: Je heftiger und verbissener die deutsche Rechte das unehelich geborene Proletarierkind Herbert Frahm als ehemals linken Revolutionär

anfeindete, desto klarer wurden seine politischen Konturen, desto deutlicher wuchs er zur politischen Gegenfigur der Adenauerschen Obrigkeitsdemokratie heran.

Seine historische Leistung für die Deutschen ist unbestritten und nur derjenigen Konrad Adenauers vor ihm und der Helmut Kohls nach ihm vergleichbar: Versöhnte Adenauer den freien Teil Deutschlands mit dem Westen, schlug Brandt Brücken nach Osten. Verankerte der eine die Bundesrepublik fest im Europa der Integration und der Atlantischen Allianz, streckte der andere die Hand zur Versöhnung nach Osten aus. Erst Brandts Vertragspolitik gegenüber Polen und der Sowjetunion machte die Bundesrepublik zum Partner, der nach allen Seiten voll handlungsfähig war, erst mit seinem Eintritt in die Vereinten Nationen spielte Bonn in der internationalen Liga mit und gewann an Gewicht.

Der politische Realist Brandt anerkannte die Lage, wie sie ist, um politischen Spielraum und Freiheit des Manövrierens zu gewinnen. Seine Politik der Entspannung baute Feindbilder ab und trug dazu bei, den Prozeß der deutschen Einigung zu ermöglichen, den Helmut Kohl dann zusammen mit Hans-Dietrich Genscher steuerte. All das sichert Willy Brandt einen Platz in den Büchern der deutschen Nachkriegsgeschichte. Doch mit seinem Namen verbindet sich mehr: Er brauchte Macht wie jeder Politiker, der gestalten will, aber Macht war ihm nicht alles, er klammerte sich nicht an sie und setzte, wie sein Rücktritt zeigt, mit dieser Haltung moralische Maßstäbe. Es gelang ihm, die Kluft zwischen Geist und Macht zu verringern, indem er Intellektuelle, Dichter und Künstler an sich band. Er hatte, wie Günter Grass einmal treffend bemerkt, die seltene Gabe, Zukunft näher heranzurücken, schemenhafte Hoffnungen und Gefährdungen zu konturieren. Das machte den Realisten zum Visionär, der den tristen Alltag mit klaren Zielsetzungen aufhellen konnte. Damit kam er, der soviel Distanz hielt zu den Einzelnen, den Vielen nahe – was einen großen Teil der Massenwirksamkeit des Ausnahmepolitikers Willy Brandt erklären mag. Doch lauerten darin auch Gefahren: Indem er die Sehnsüchte und Wünsche der Vielen auf sich vereinen konnte, schuf er einen Erwartungshorizont, dem seine eigene Regierung schließlich nicht gerecht wurde.

Sein Aufstieg verlief nicht gerade, sondern in Kurven und Kehren, sein Weg nach oben war voller Kämpfe, in denen ihm Wunden

geschlagen wurden, die nur schwer vernarbten. Seine politische Biographie ist voller Dramen – man denke nur an den gescheiterten Kanzlersturz durch das Mißtrauensvotum und die Spionageaffäre Guillaume. Oberflächlich betrachtet, mögen die politischen Positionen, die er im Laufe seines Lebens bezog, widersprüchlich erscheinen: linksrevolutionär in der Jugend, langsame Wandlung zum demokratischen Sozialisten in der skandinavischen Emigration, Kalter Krieger in Berlin, Kanzler der Versöhnung mit dem Osten in Bonn und Friedensnobelpreisträger, Begründer der deutschen Zweistaatlichkeit und, am Ende seines politischen Lebens, dann wieder energischer Fürsprecher einer schnellen deutschen Vereinigung.

Bedenkt man freilich, daß der überzeugte Gegner des Nationalsozialismus bereits als 19jähriger das Land verließ, erklärt sich manche dieser Wendungen als Lernprozeß, und spätestens seit der Berliner Zeit folgen die Positionswechsel einer inneren Logik, auch wenn die Spätphase nicht frei von Irrtümern bleibt. Er war ein Mann der vielen Abschiede und Anfänge, ein Politiker mit hochentwickeltem Gespür für den Zeitgeist, und er scheute den Positionswechsel nicht, wenn Einsicht in die veränderte Lage dies gebot. Viel zu intelligent, eine Sache nicht von allen Seiten zu betrachten, empfand er es nicht als Schwäche, sondern als Stärke, einen als falsch erkannten Kurs rechtzeitig zu korrigieren.

Brandt verkörperte – rar in deutschen Landen – ein Stück ungebrochener Freiheitstradition, die vom Lübeck der frühen dreißiger Jahre über den Kampf gegen die Nationalsozialisten und die Emigration bis hin zur Verteidigung West-Berlins gegen Stalinisten und Realsozialisten reicht. Unvergessen bleibt, wie kraftvoll, aber geschickt der Regierende Bürgermeister von Berlin im Kalten Krieg die Interessen dieser umzingelten, belagerten, von Chruschtschow ultimativ bedrohten Stadt auf der internationalen Bühne vertrat; unvergessen auch das Charisma, das er hier erstmals entwickelte, als es galt, die Bürger vom Sturm auf das Brandenburger Tor abzuhalten oder den zweieinhalb Millionen Berlinern nach dem Bau der Mauer den Mut zum Ausharren zu vermitteln.

Das Jahrzehnt der großen Berlin-Krise war seine Bewährungsprobe, in dieser Zeit gewann er nicht nur nationale, sondern auch internationale Statur und wuchs zu einer Art natürlichem Gegenaußenminister, wenn nicht Gegenkanzler der Bundesrepublik heran.

Die Berliner Erfahrung, das Scheitern der bisherigen Deutschlandpolitik, demonstriert durch den Mauerbau, wurde prägend für Willy Brandt: Seither kämpfte er gegen die große Doppelillusion der deutschen Nachkriegsgeschichte an – die von der kurzen Dauer der Teilung, aber auch gegen die Illusion vom Provisorium, vom Übergangscharakter der Bundesrepublik. Bewußt forderte er, praktisch als Gegenstück zu seiner Politik eines *modus vivendi*, der Anerkennung eines zweiten deutschen Staates, die Selbstanerkennung der Bundesrepublik durch ihre Bürger. Damit griff er eine Forderung des Historikers Waldemar Besson auf, nach dem das international vielfach verflochtene Gemeinwesen namens Bundesrepublik die Identität von Staat und Staatsvolk brauchte, wenn es eine Chance des Bestehens haben sollte.

Als die freie Selbstbestimmung der Deutschen in weiten Fernen zu liegen schien, in einer Zeit, als auch die Regierung Helmut Kohl sich in den von Brandt verlegten Gleisen seiner Ostpolitik bewegte und Erich Honecker in Bonn empfing, nannte er die Wiedervereinigung einmal die »Lebenslüge« der zweiten Republik. Mit ihren Sonntagsreden über die deutsche Einheit wolle die offizielle Bonner Politik nur verschleiern, daß die von ihr betriebene, immer festere Verflechtung mit dem Westen ebendiese Vereinigung immer unerreichbarer mache. Aber den Begriff der Nation wie den der Selbstbestimmung schrieb Willy Brandt damit nicht ab, im Gegenteil: Seine »kleinen Schritte« in Berlin, wie später die Ostpolitik, zielten darauf, die Spaltung, wenn sie sich schon nicht beseitigen ließ, doch wenigstens erträglich zu machen. Er wollte, daß die Deutschen wieder zueinanderkommen könnten, in der Hoffnung, daß so das Bewußtsein der einen Nation lebendig bliebe – bis hin zu dem Tag, an dem sich die Einheit wiedergewinnen ließe. Als dieser Tag durch Gorbatschows Neues Denken und die friedliche Revolution im Osten dann plötzlich greifbar nahe schien, war er einer der ersten, der darauf drang, die historische Chance zu nutzen – im Gegensatz zur Generation seiner »Enkel« in der eigenen Partei, mit der er sich in dieser Frage überwarf.

Eine »sozialdemokratische Jahrhundertgestalt« nannte ihn Hans-Peter Schwarz, weil er alle Epochen des zwanzigsten Jahrhunderts durchlebte – die Weimarer Republik, die Zeit des Nationalsozialismus, die deutsche Spaltung und schließlich den Prozeß der deut-

VORWORT

schen Einigung. Selbst die Epoche August Bebels und der kaiserlichen Sozialdemokratie war in Brandt noch präsent, weil der Großvater seinem Enkel von den Bebelschen Entwürfen einer utopischen Welt gesprochen und die naiven frühsozialistischen Bilder einer besseren Gesellschaft im Bewußtsein des Heranwachsenden ihren festen Platz gefunden hatten. Dem Vaterlosen, der ohne normales Familienleben aufwuchs, war die Partei stets ein wichtiges Stück Heimat.

Willy Brandt stand mit seiner Person gegen die beiden Totalitarismen, die Verantwortung für die großen Tragödien und Massenmorde des letzten Jahrhunderts tragen. In eine Gesellschaft, die keine existentiellen Herausforderungen durch Diktaturen kennt, in der Anpasser und blasse Manager im grauen Flanell das Sagen haben, die Politik der Parteien sich nur zu oft nach den letzten Umfrageergebnissen definiert, ragte der späte Willy Brandt zuletzt hinein wie politisches Urgestein.

MUTTERSTADT LÜBECK

Proletarische Prägungen

Es gibt schwierige Vaterländer, aber auch schwierige Vaterstädte. Genau besehen, war Lübeck, wo Willy Brandt aufwuchs, nicht seine Vater-, sondern seine Mutterstadt. Mit dem Lübeck der Senatorensöhne Mann hatte die Stadt an der Trave wenig gemein. Als er in den engen Gassen mit dem Kopfsteinpflaster herumtollte, hieß er Herbert Karl Frahm, und einen Heiligabend wie im Hause Buddenbrook, ein Fest mit A-cappella-Gesang, Lesung aus der Weihnachtsgeschichte des Lukas, mit duftendem, lamettabehangenem Tannenbaum und holzgeschnitzten Figuren in der Krippe, ein derart stimmungsvolles Familientreffen, zu dem Kaviar und Champagner, Gänseleber und Rehrücken gereicht wurden, hat der später einmal Regierende Bürgermeister von Berlin und deutsche Bundeskanzler in seiner Jugend nie kennengelernt.

Für Thomas Mann, dieses »Urenkelkind deutsch-bürgerlicher Kultur«, war Lübeck hanseatisch und patrizisch geprägt, von Kaufleuten des Heiligen Römischen Reichs, die weltoffen und seefahrend Handel trieben weit über die Ostsee hinaus.¹ Dagegen war die Lübecker Prägung, die Willy Brandt erhielt, jene der sozialdemokratischen Subkultur, die sich überall im Reich abseits der bürgerlichen entfaltete – als Alternative und Vorbereitung auf eine Zukunft ohne Stände, ohne Klassen und ohne die überkommene Staatsorganisation, als Hoffnung auf eine neue Ordnung, deren Umrisse freilich vage waren.

Vermögende Patrizier wie die Manns und ihre Vorrechte würde es in dieser künftigen Welt nicht mehr geben. Gerechtigkeit würde herrschen, Geld überflüssig werden, der Mensch dem Menschen nicht länger Wolf sein, soviel war gewiß. Man lebte in der Erwartung des großen Kladderadatschs, des Zusammenbruchs des kapitalistischen Systems, den der Arbeiterkaiser August Bebel un-

ermüdllich prophezeit hatte. Daß es dieser Vision für die Zukunft an Konkretheit mangelte, verlieh ihr den Charakter der Verheißung und stärkte eher die Glaubenskraft derer, die sich von dieser neuen Welt Trost und Aufbruch zu neuen Ufern erwarteten. Für seinen Großvater, meint Willy Brandt einmal, sei der Sozialismus eine Art Religion gewesen.² Auch seine Mutter gehörte zur Millio-nenschar der Hoffenden.

August Bebel, die große Gegenfigur zu Bismarck und später zum Kaiser, der unbestrittene Vorkriegsführer der deutschen Sozialdemokratie, dessen Bild in jeder sozialdemokratischen Wohnstube hing, verehrt als Idol »mit dem guten Blick und dem väterlichen weißen Bart«³, starb im selben Jahr 1913, in dem Willy Brandt geboren wurde. Anders als viele sozialdemokratische Führer, die aus dem Bürgertum zur Arbeiterbewegung stießen – Wilhelm Liebknecht etwa oder Ferdinand Lassalle, Ernst Reuter oder Kurt Schumacher –, ist Willy Brandt eindeutig proletarischer Herkunft. Weil der Großvater Ludwig Frahm und die Mutter Martha Frahm mehr waren als nominelle Mitglieder der Partei Bebels, wird er in den Sozialismus buchstäblich hineingeboren und mit der Milch sozialdemokratischer Denkweise großgezogen.

Als uneheliches Kind einer proletarischen Mutter auf die Welt gekommen, ist er gleich doppelt unterprivilegiert. Heute, da viele Mütter ihre Kinder allein erziehen und uneheliche Geburt kein Makel ist, muß nachgerade unverständlich erscheinen, daß Christdemokraten, auch ihr Kanzler Konrad Adenauer, in Wahlkämpfen den Gegner Brandt bei den Wahlbürgern als einen unehelich Geborenen zu diffamieren suchten. Noch 1972 sah sich Heinrich Böll veranlaßt, den um die Wiederwahl kämpfenden ersten sozialdemokratischen Kanzler der Bundesrepublik gegen den »Urmakel« der unehelichen Geburt, jene »idiotische Urerbsünde der bürgerlichen Welt«, bei bürgerlich-katholischen Wählern zu verteidigen. Böll sprach in diesem Zusammenhang von geradezu »wütender, haßgetränkter Abneigung«, die Brandt entgegenschlage.⁴ Als der Dichter dies schrieb, war aus Herbert Frahm längst der Mann mit dem Kampfnamen Willy Brandt geworden, und dieser hatte einen weiten Weg zurückgelegt – heraus aus den schmalen Gassen Lübecks, die Eierschalen eines engstirnigen, linken Sektierertums abstreifend, sich langsam, aber beharrlich zur Welt öffnend und ihren

widrigen Realitäten stellend, die so gar nicht den alten Dogmen entsprechen wollten.

Diesem Willy Brandt wird wahrlich nichts geschenkt. Als junger Emigrant muß er sich in der norwegischen Fremde durchsetzen; als Illegaler geht er für ein halbes Jahr nach Berlin, um eine Widerstandsgruppe zu reorganisieren – beides wird ihn in einer Bundesrepublik, in der in den Reihen der Rechten bis tief in die siebziger Jahre noch deutschnationaler Geist wabert, üblen Verdächtigungen und Verleumdungen aussetzen. Seine Karriere in der nach dem Krieg zunächst ganz von Kurt Schumacher geprägten Sozialdemokratie ist beschwerlich und folgt nicht immer einer geraden Linie. Brandts Aufstieg ist der eines aus Fehlern Lernenden, er steckt voller Rückschläge und Niederlagen, aber vollzieht sich beharrlich – wenn auch im »Kriechgang einer Schnecke«, wie Günter Grass im Jahr des großen Triumphs von Willy Brandt 1972 einmal anmerken wird.⁵

Über den frühen Jahren hänge ein undurchsichtiger Schleier, grau wie der Nebel über dem Lübecker Hafen; schattenhaft die Gestalten und Gesichter, die auftauchten, um gleich wieder zu verschwinden – »wie Strandgut auf den Wellen der nordischen See«. Einem Gebrauchslyriker gleich notierte Leo Lania im Jahre 1960 die Jugendeindrücke Willy Brandts für die erste Biographie, die rechtzeitig zu dessen erstem Bundestagswahlkampf erscheint: »Es ist«, läßt er den Kanzler-Kandidaten sagen, »schwer für mich zu glauben, daß der Knabe Herbert Frahm ich selber war.«⁶ Mit dem politischen Erfolg treten die frühen Konturen dann deutlicher hervor. Zeitzeugen berichten, Rechercheure, freundlich gesonnene wie feindliche, sichten Archive in Lübeck und Oslo, Stockholm und Washington, der ehemalige Kanzler selbst beschreibt seinen Werdegang und meldet sich mit Erinnerungen zu Wort.

Das Lübeck, in dem der Knabe Herbert Ernst Karl Frahm am 18. Dezember 1913 um 11 Uhr 45 in der Arbeitervorstadt St.Lorenz das Licht der Welt erblickt, hat 114 000 Einwohner, ist mit einigen Dörfern der Umgebung und dem Vorort Travemünde der kleinste Bundesstaat des Deutschen Reiches und wird bürgerlich-patrizisch regiert. Ein undemokratisches Zensuswahlrecht, das Begüterten das Mehrfache an Stimmen einräumt, kombiniert mit einem restriktiv gehandhabten Bürgerrecht, kann die Sozialdemokraten vor dem

Ersten Weltkrieg von der Macht fernhalten. Die Verfassung des Stadtstaates, der überwiegend vom Großhandel lebt, entspricht ganz der Tradition der alten Hansestadt. Kaufleute und Akademiker, fast sämtlich Juristen, bilden den Senat und gehören ihm, einmal gewählt, auf Lebenszeit an. Als seien sie Gemälden Rembrandts entstiegen, tragen die Senatoren weiße Halskrause, schwarzen Umhang und Schnallenschuhe; erst kurz vor dem Ersten Weltkrieg wird die altertümliche Tracht durch die zeitgemäße bürgerliche Festtagskleidung, Frack und Zylinder, ersetzt.

Längs der Trave, die Lübeck mit der Ostsee verbindet, haben sich seit der Jahrhundertwende Industrien angesiedelt, die sich auf die Veredelung von Importen, vor allem auf die Eisen- und Holzverarbeitung, spezialisieren; Hochöfen und Werften sind entstanden, die rasche, vor dem Ersten Weltkrieg geradezu rasante Industrialisierung hat Arbeitskräfte aus dem Umland, vor allem aus dem Mecklenburgischen, angelockt. Auf sie gestützt, gewann der Sozialdemokrat Theodor Schwartz mit 55 Prozent der Wählerstimmen die Reichstagswahlen von 1903, bei denen, anders als im Stadtstaat Lübeck, das allgemeine und gleiche Wahlrecht galt. Schwartz konnte seinen Wahlkreis selbst bei den sogenannten Hottentottenwahlen von 1907 (der Name rührt von den parlamentarischen Auseinandersetzungen über die Kriegsführung in Deutsch-Südwestafrika her) verteidigen, die im ganzen Reich einen Rechtsruck brachten – wenn auch mit der knappen Mehrheit von ein paar hundert Stimmen gegen den Oberpostassistenten Julius Klein, den Kandidaten für die vereinigten bürgerlichen Parteien.

Zu seinen Wählern zählte zweifellos auch Ludwig Frahm, Willy Brandts Großvater, der Anfang des Jahrhunderts nach Lübeck zog und Anstellung als Lastkraftwagenfahrer in den Drägerwerken fand, einer Apparatefabrik, die Biersiphons, medizinisches Gerät, aber auch Instrumente für die U-Boote der schimmernden Wehr des Kaisers herstellte. Wilhelm II. hatte Lübeck im August 1913, im letzten Friedensjahr, von einer seiner Nordlandfahrten kommend, einen Besuch abgestattet – in der Uniform eines Admirals, »des Führers auf den blauen Meeresfluten«, wie ein offenbar vom majestätischen Glanz geblendeter Berichterstatter in vaterländischem Überschwang vermerkt. »Ich schütze den Kaufmann, sein Feind ist mein Feind«, versicherte der Kaiser den Stadtvätern bei

der abendlichen Audienz und stiftete ein Fenster für die gotische Ratskirche St. Marien. Die kaiserliche Gabe erhielt einen Platz oberhalb der Totentanzkapelle. In einer Bombennacht des Zweiten Weltkriegs versank sie mitsamt der mittelalterlichen Pracht des stolzen Gotteshauses in Schutt und Asche.

Ein Foto zeigt Großvater Ludwig Heinrich Carl Frahm mit Nickelbrille, kurzgeschnittenem Schnauzbart und kahlgeschorenem Schädel, der, so Willy Brandt, auch in eine östlichere Umgebung gepaßt hätte.⁷ Ursprünglich Landarbeiter in Mecklenburg, hatte er sich den halbfeudalen Zuständen auf Gut Klütz durch Abwanderung nach Lübeck entzogen, wo er vor seiner Anstellung als Kraftfahrer zunächst als angelernter Arbeiter seinen Lebensunterhalt verdiente. Er trat der SPD bei und wurde deren gewählter Vertrauensmann im Stadtteil Holstentor-Süd; einmal kandidierte er auch auf aussichtslosem Platz auf der Liste der SPD für die Wahlen zur Bürgerschaft. Von Gestalt eher untersetzt, hat er den schweren Gang eines Bauern und spricht fast ausschließlich Platt, eine Tatsache, die dem Enkel in der Osloer Emigration das Erlernen des Norwegischen sehr erleichtern wird.

Schon auf Gut Klütz galt Ludwig Frahm als Roter, weil er einen Versuch des Gutsverwalters verhinderte, die in der Verfassung garantierte allgemeine, direkte und geheime Wahl zum Reichstag durch Überwachung der Stimmabgabe seiner Landarbeiter zu kontrollieren. Leo Lania schildert die Szene: Erst traktierte der Verwalter seine Arbeiter mit Schnaps; als es zur Abstimmung kam, mußten diese, einer hinter dem anderen, ins Haus der Gutsverwaltung treten und ihre Wahlzettel in eine große Suppenterrine legen, fein säuberlich einen Zettel auf den anderen. Der Verwalter saß daneben und notierte die Namen, damit er später feststellen könnte, wo jeder sein Kreuz gemacht hatte. »Als der Großvater an die Reihe kam, stieß er wie zufällig die Terrine um, alle Wahlzettel wurden durcheinandergeworfen: der Verwalter tobte, aber da war nichts mehr zu machen, er konnte nicht mehr herausfinden, welcher Zettel von welchem Arbeiter abgegeben worden war.«⁸

Brandt nennt den Großvater einmal eine »treue und genügsame Seele der Mehrheitssozialdemokratie«, der Revolution gesagt und den Übergang von der Monarchie zur Demokratie gemeint habe, aber auch den Achtstundentag und seine Rechte als Staatsbürger.⁹

»Einfach im Denken und stark im Glauben«¹⁰, habe er die demokratische Republik, von der Brandt schon als Fünfzehnjähriger meinte, es gebe nicht viel an ihr zu verteidigen, stets als großen Fortschritt betrachtet. Der Enkel wird nie die Lektion in Arbeiterstolz vergessen, die ihm der Großvater erteilte; sie zählt zu den wichtigsten Kindheitserlebnissen, wie er später schreibt¹¹, denn sie hat mit dem täglichen Brot zu tun, das für ihn in seiner Jugend nie selbstverständlich gewesen ist. Herbert Frahm zählt etwa acht Jahre, als die Belegschaft der Apparate-Fabrik, für die der Großvater arbeitet, wegen eines Streiks ausgesperrt wird. Ein Direktor des Werks trifft den Jungen auf der Straße und fragt ihn, ob er zu Hause genug zu essen habe. Als dieser mit der Antwort offenbar zögert, nimmt ihn der Direktor an der Hand, führt ihn zum nächsten Bäckerladen an der Ecke und schenkt ihm zwei große, frischgebackene Laibe Brot. Strahlend läuft er nach Hause. Doch der Großvater, streng wie sonst nie, befiehlt ihm, die Brote umgehend zurückzubringen, denn ein streikender Arbeiter nehme kein Geschenk vom Arbeitgeber an. »Wir lassen uns nicht vom Feind bestechen. Wir sind keine Bettler, die man mit Almosen abspeist. Wir wollen unser Recht, keine Geschenke.«

Mutter Martha Frahm, dunkelblond, von lebhaftem Naturell und ein wenig zu Korpulenz neigend, vererbt ihrem Sohn die hohen, slawischen Backenknochen und die Lust am Lachen. Anders als der Großvater zieht sie, Verkäuferin in einem Laden des Konsumvereins, Hochdeutsch dem Platt vor und spricht es fehlerfrei, was nach dem Urteil Brandts damals in Lübecker Arbeiterkreisen keineswegs selbstverständlich war. Martha zeigt kulturelles Interesse, entleiht regelmäßig Bücher, besitzt ein Abonnement an der Volksbühne, engagiert sich bei den Naturfreunden und bei der Freien Jugend, einem Teil der Arbeiterjugend, halb Wandervogel, halb Klassenorganisation.¹²

Sie arbeitet am Proletarischen Sprechchor mit, der Chorstücke von Toller und Schönkank, aber auch Gedichte von Tucholsky und dem Lübecker Lyriker Karl Albrecht aufführt.¹³ Die sozialistische Bewegung ist ihr nicht weniger Heimat als ihrem Vater, bei dem sie wohnt.

Kaum zwanzigjährig – ihre Mutter Wilhelmine Frahm ist kurz zuvor verstorben – gebiert sie Herbert in der kleinen Dreizimmerwohnung in der Lübecker Meierstraße 16. In der Geburtsurkunde

des Knaben fehlt jeder Hinweis auf den Vater. Der Großvater muß 1914 in den Krieg, die Mutter zieht den kleinen Herbert zunächst also ganz allein auf, aber das Arbeitermilieu bietet ihr dabei Halt und Solidarität. Eine Nachbarin nimmt ihren Sohn in Pflege, während sie im »Konsum« sechs Tage in der Woche ihr Geld verdient. Mit 16 bis 18 Stunden gibt der Wirtschaftshistoriker Jürgen Kuczynski die damalige durchschnittliche Belastung einer Arbeiterin durch Beruf, Einkaufen und Haushalt an. Wenn sie abgerackert und hundemüde von der Arbeit kommt, fangen die Vorbereitungen für das Abendessen an. Am Wochenende ist Washtag, man bringt die Arbeitskleidung in Ordnung und schneidert seine Kleider selbst, ein großer Berg Strümpfe wartet aufs Stopfen, für die Freizeit bleibt eigentlich nur der Samstagabend oder der Sonntagnachmittag.¹⁴ Dennoch: Lebenslustig sieht Martha Frahm aus, trägt einen breitkrepmpigen Hut, den ein Blumenbouquet ziert. Sie vergnügt sich, wie dies damals in Lübecker Arbeiterkreisen üblich ist: Samstags geht man zum Ball, etwa zum sozialdemokratischen Verein in Schwartau-Rensefeld, der durch Inserat im *Volksboten* ins Lokal des Herrn Evers in Klein-Mühlen lädt – zu niedrigen Preisen; Herren zahlen nur 60 Pfennige, der Eintritt für Damen ist frei.¹⁵ Oder man fährt am Sonntagnachmittag an die Ostsee, in ein Heim der Naturfreunde oder zum Kaffee in ein Gartenlokal im nahen Wald.

Gewiß hat sie ihren Sohn, soweit ihr dies bei dieser Belastung überhaupt möglich war, nicht vernachlässigt. Keineswegs ärmlich, sondern gepflegt und adrett, sommers in weiße, winters in blaue Matrosenanzüge gekleidet, stellt sich Herbert dem Photographen, von keinem wohlhabenden Bürgerkind zu unterscheiden. Wer die Bilder sieht, mag sich fragen, durch welchen Verzicht dies alles ermöglicht worden ist. Dem Großvater werden sogar Photos seines vaterländisch-martialisch drapierten Enkels ins Feld geschickt: Der Drei- bis Vierjährige muß da mit Pickelhaube und Gewehr oder als Kaiserlicher Matrose des (Kriegs-)Schiffs seiner Majestät »SMS Schlesien« posieren. Und doch sind alle diese Photos trügerisch. Dem Sohn Martha Frahms fehlt es an einem festen Zuhause, an jenem stabilen familiären Bezugssystem, das Psychologen für die Entwicklung des frühen kindlichen Charakters für unerlässlich halten. Von Beginn an vermißt Herbert Frahm Nestwärme. Deshalb wird Willy Brandt zeitlebens nach ihr suchen, vorzugsweise bei

Frauen, und manche seiner vielen Affären mögen damit zu erklären sein.

Ist dies auch der Grund dafür, daß er zwar viele Freunde hat, aber keinen, der ihm wirklich nahe ist? Selbst langjährige, ihm vertraute, enge Mitarbeiter werden später sagen, sie hätten stets eine gewisse Distanz gespürt, er habe niemanden an sich herankommen lassen. Nur schwer öffnet er sich anderen Menschen, »aus frühesten Jahren hatte ich mir diese Scheu bewahrt«, heißt es in der Biographie Leo Lantias.¹⁶ »Lange Jahre gewohnt, mit mir allein auszukommen, fiel es mir nicht leicht, meine Gefühle und innersten Gedanken mit anderen zu teilen.«

Im Rückblick erscheint der Großvater, zu dem Herbert Papa sagt und der selbst noch auf dem Realgymnasium als Vater herhalten muß, als die stärkste und prägende Bezugsperson der Kindheit. Als er aus dem Krieg heimkehrt, bezieht Ludwig Frahm eine Zweizimmerwohnung der Drägerwerke und nimmt den Enkel zu sich, die Mutter kümmert sich ein- oder zweimal in der Woche um ihn. Aber der Großvater heiratet ein zweites Mal, und das Verhältnis zwischen der Stief-Großmutter und Herbert bleibt mehr als kühl. »Tante Dora« nennt der Junge sie. Er kann sie nicht ausstehen. Als der Großvater eine Zweizimmer-Parterrewohnung in einem Neubau in der Trappenstraße 111a bezieht, verfügt diese nicht nur über eine gesonderte Küche und ein modernes Badezimmer, was für den ehemaligen Landarbeiter einen Riesenluxus darstellt. Es gibt auch eine Dachkammer – sechs Quadratmeter groß und mit einem Fenster zum Hof versehen –, die Herbert ganz zu seinem Reich macht, in der er viel liest und allein zu sein lernt. Er bleibt auch beim Großvater, als seine Mutter den »baumlangen, stämmigen Maurerpolier«¹⁷ Emil Kuhlmann heiratet, den Herbert nun »Onkel« nennt.

Der eigene leibliche Vater blieb ihm unbekannt, weder Großvater noch Mutter sprachen über ihn, und er selbst stellte keine Fragen. »Da er so offenkundig nichts von mir wissen wollte«, so Willy Brandt in seinen Erinnerungen, »hielt ich es auch später nicht für angezeigt, die väterliche Spur zu verfolgen.«¹⁸ Unbehaust nennt er die eigene Jugend und spricht von »familiärem Chaos«, das komplettiert worden sei, als er während der Emigration in einem Gespräch mit Ernst Kuhlmann, dem Bruder seines Stiefvaters, bei

einem Treffen in Kopenhagen erfuhr, daß Großvater nicht der leibliche Vater seiner Mutter gewesen sei. Diese war in der Tat unehelich geboren, von Ludwig Frahms erster Frau Wilhelmine mit in die Ehe gebracht und von ihrem Ehemann als sein eigenes Kind anerkannt worden. Natürlich gab das zu Spekulationen Anlaß. War der Erzeuger der Mutter etwa fürstlichen oder gräflichen Geblüts? Oder doch nur ein einfacher Landarbeiter? Im alten Mecklenburg, schreibt Brandt, wäre es nicht das erstemal gewesen, daß eine Landarbeiterin dem gutsherrlichen *ius primae noctis*, dem Recht auf die erste Nacht, hätte gehorchen müssen.¹⁹

Wildere Spekulationen gab es um den natürlichen Vater des Vaterlosen. Im Jahr 1960, Willy Brandt war bereits Kanzlerkandidat und weilte zu Besuch beim SPD-Chef in Bonn, bat Erich Ollenhauer den Genossen aus Berlin ins Nebenzimmer und legte ihm eine Nachricht aus London vor. Danach sei erwiesen, daß der Vater ein bulgarischer Kommunist namens Wladimir Pogoreloff gewesen sei. Brandt berichtet dies in seinen Memoiren, mit altersmilder Ironie und der für ihn so typischen Distanz. Eine im Ausland erschienene »Deutsche Nationalbibliographie« hatte sein Buch über den Krieg in Norwegen vermerkt und als Verfasser »Brandt, W.(ladimir, d.i. Wladimir Pogoreloff) angegeben. War da nicht zuvor einmal als Vater ein Graf Plessen aus Mecklenburg genannt worden, dann wieder der berühmte Dirigent Hermann Abendroth, der in Lübeck als Kapellmeister gewirkt hatte, oder ein deutschnationaler Amtsgerichtsrat aus Bad Schwartau namens Otto Carstens? Im Jahr 1948 bittet er die Mutter, »dabei die briefliche Distanz wählend«, um Auskunft, weil er seine Papiere mit genauen Angaben zur Person für die deutsche Wiedereinbürgerung in Schleswig-Holstein präparieren muß. Sie schickt einen Zettel zurück, auf dem steht, daß der Vater ein John Möller, Buchhalter in Hamburg, gewesen sei.²⁰ Viele Worte haben Mutter und Sohn offenbar darüber auch damals nicht gewechselt.

Recherchen von Journalisten ergeben im September 1989, John Möller sei vor 1933 Lehrer gewesen, habe für die SPD Flugblätter verteilt, wegen seiner sozialdemokratischen Gesinnung aus dem Dienst ausscheiden müssen und sich danach als Buchhalter einer Kohlenhandlung durchgeschlagen. Er sei stets von Büchern umgeben und ein sehr gebildeter Mann gewesen.²¹ Übrigens meldet

sich 1961 der Brandt bis dahin völlig unbekannte Gerd André Rank mit einem Brief beim Regierenden Bürgermeister und stellt sich als Enkel der gemeinsamen Großmutter Maria Möller vor. John Möller, heißt es in diesem Brief, den Brandt nicht ohne Stolz in seinen »Erinnerungen« zitiert, habe eine »außergewöhnliche menschliche Tiefe besessen« und sei trotz seiner einfachen Position eine beeindruckende Persönlichkeit gewesen. Doch hat Brandt, auch als er schließlich von John Möller Anfang 1948 durch seine Mutter erfuhr, den leiblichen Vater nie aufgesucht. Und John Möller wiederum, der 1958 starb, hatte keine Ahnung davon, daß es sich bei Willy Brandt, von dem er doch in der Zeitung las, denn er wurde 1955 zum Präsidenten des Berliner Abgeordnetenhauses, 1957 zum Regierenden Bürgermeister von Berlin gewählt, um seinen Sohn gehandelt hat.

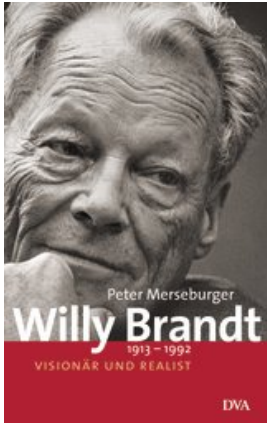
Heinrich Böll spricht einmal von der Verletztheit und Verletzlichkeit, die Brandt durch jenen Mangel an lübischer »Ehrbarkeit bürgerlicher Provenienz« mit auf den Weg gegeben wurde, obschon deren verlogene Brüchigkeit spätestens mit den Buddenbrooks offenbar geworden sei. Warum hat Brandt zu der üblen Nachrede, die sich ein langes politisches Leben an seine Herkunft knüpfte, geschwiegen, warum hat er die banale Personalie nicht auf den Tisch gelegt, als ihn Adenauer 1961 »alias Frahm« titulierte? Erstaunt, so scheint es, fragt sich der alte Willy Brandt dies selbst. Offen spricht er von einem Stachel, der ihm eingepflanzt worden sei, und verweist auf die Hemmungen, die er in sich getragen habe: Sie reichten tief, »zu tief, als daß ich die Befangenheit hätte ablegen können«. ²²

Der junge Willy Brandt wird in der geschlossenen Welt der Arbeiterkultur sozialisiert, die Sozialdemokraten und Gewerkschafter in ihre Organisationen einbindet von der Wiege bis zur Bahre und eigene Vereine hat für alles und jedes, von den Nestfalken für die Kleinen, der Arbeiter-Wohlfahrt und dem Arbeiter-Samariter-Bund bis hin zum Arbeiter-Verein »Pflege des Esperanto«. Im Arbeiter Turn- und Sportverein Lübeck e.V. wird nicht nur Turnen, Gymnastik, Handball, Fußball und Leichtathletik gepflegt, es gibt auch spezielle Vereinigungen für Rad- und Kraftfahren, Angeln, Kegeln, Wassersport, Segeln, ja selbst für Schach und Briefmarkensammeln. Mehr als zwanzig künstlerische Arbeiter-

Vereine der Stadt sind von der Musik dominiert, ihr übergreifender Dachverband, der »Deutsche Arbeiter-Sängerbund«, Bezirk Lübeck, zählt 1100 Sänger und Sängerinnen; daneben gibt es Gruppen, in denen spezielle Instrumente gespielt werden: Schalmeyen, Flöten und Trompeten, Trommeln und Mandolinen.²³

Kaum daß er laufen kann, stecken Mutter und Großvater den Knaben Herbert in die Kindergruppe des Arbeitersports und in einen Arbeiter-Mandolinenklub.²⁴ Das Mandolinspiel wird er nie verlernen, ein Plakat des erwachsenen Willy Brandt mit Mandoline zierte 1978 sogar das Büro eines Mitarbeiters von Jimmy Carter im Nationalen Sicherheitsrat des Weißen Hauses. Bei den Roten Falken, denen man bis zum Abschluß der Volksschule angehört, trägt er den obligaten blauen Kittel und vertauscht ihn, als er in die Sozialistische Arbeiterjugend (SAJ) überwechselt, mit dem (kornblumen-)blauen Hemd und dem (mohn-)roten Schlips. Die Falken haben einen ähnlichen Ehrenkodex wie die Pfadfinder, sie sollen ehrlich, hilfsbereit und pünktlich sein, Alkohol und Nikotin sind zu meiden – er selbst, der später die Zigarette kaum lassen kann, stimmt einmal für den Ausschluß von Sündern, die geraucht hatten.

Die Zeit in der sozialistischen Jugendbewegung bedeutet Brandt viel, die Gemeinschaft bietet ihm eine Art Familienersatz. Bei den Falken, aber auch bei Teilen der SAJ gehörten den Gruppen Jungen und Mädchen an, gemeinsam ging man auf Wanderungen und Zeltfahrten, »es wurde gespielt, gescherzt, geflirtet«, schreibt Brandt, man saß zusammen am Lagerfeuer und sang Volkslieder oder Kampfgesänge der Arbeiterbewegung. In den Sommerferien wurden Kinderrepubliken errichtet – Zeltlager in der Lüneburger Heide, auf der Rheinhalbinsel Namedyer Werth bei Andernach oder an der Lübecker Bucht, in denen die Jungen und Mädchen Demokratie probten: Sie wählten ein Lagerparlament, das wiederum einen Bürgermeister ernannte. In der Kinderrepublik Namedy steuert Herbert Frahm als Junghelfer ein Kasperletheater zur Unterhaltung bei, zur Eröffnung der Kinderrepublik an der Lübecker Bucht spielt er die Hauptrolle in einem Stück, welches, urteilt man nach seinem Titel – »Hans Urian geht nach Brot« –, zweifellos agitatorischen Charakters war. Den Text, so erinnert er sich, hatte er so schlecht einstudiert, daß es ohne die tüchtige Souffleuse wohl zum Skandal gekommen wäre.



Peter Merseburger

Willy Brandt

1913–1992

Visionär und Realist

Sonderausgabe mit Schutzumschlag, 928 Seiten, 13,5 x 21,5 cm

94 s/w Abbildungen

ISBN: 978-3-421-04232-3

DVA Sachbuch

Erscheinungstermin: August 2006

Die dramatische Geschichte eines Ausnahmepolitikers.

Er war ein Mann der vielen Stationen und Gesichter: Linkssozialist und Revolutionär, Kalter Krieger und Frontstadtcommandant, Kanzler der Ostpolitik und der Versöhnung. Willy Brandt polarisierte die politischen Lager wie kein zweiter – geliebt und verehrt, zum Idol erhoben von den einen; gehaßt, verleumdet und gejagt von den anderen. Dabei zählte er gleichzeitig zu den wenigen, die in der Politik moralische Maßstäbe gesetzt haben. Sein persönliches Schicksal ist auf einzigartige Weise mit der politischen Geschichte Deutschlands im 20. Jahrhundert verbunden. Peter Merseburger beschreibt Brandts Jugend in Lübeck, das Exil in Skandinavien und den politischen Aufstieg nach 1945. Anschaulich und mit analytischem Scharfsinn zeichnet er das wechselvolle Leben dieser sozialdemokratischen Jahrhundertgestalt nach.